

Predigt am 2. Sonntag im Advent über Jakobus 5,7-8

Liebe Gemeinde,

„Jahr für Jahr ist die Adventszeit eine Zeit, in der Gegensätze aufeinander prallen: Wir Menschen sehnen uns nach Ruhe und Besinnung, Geborgenheit und Heilsein, und von ihrer Bestimmung her soll die Adventszeit ja eine Zeit der Stille und der Umkehr sein, und auf der anderen Seite werden wir umgetrieben von Ruhelosigkeit und Hektik, werden mitgerissen von Betriebsamkeit und Vorbereitungen. Und immer wieder erleben wir, wie wichtig es ist, abgebremst zu werden und innezuhalten, und uns zu fragen, worauf es eigentlich ankommt in diesen Tagen, wo wir uns daran erinnern, dass Gott zu den Menschen gekommen ist, Mensch geworden ist in dem Kind von Bethlehem?“

So, liebe Gemeinde, habe ich 1997 eine Predigt zum 2. Advent über denselben Text begonnen, der uns heute aufgetragen ist.

Aber so ewig das Evangelium ist, so vergänglich sind unsere Worte – das verstehe ich, wenn ich diesen Predigtanfang auf mich wirken lasse. Und doch: Was passiert denn, wenn wir in diesen Coronatagen plötzlich „ausgebremst“ werden, wenn einem die Lust zum Gustlesbacken vergeht, weil alles irgendwie schwierig ist, wenn einem die Frage, wann man über den Ulmer Weihnachtsmarkt bummelt, abgenommen ist, weil es gar keinen Ulmer, sonst keinen Weihnachtsmarkt und auch keinen Kugelmarkt gibt?

Stellt sich wenigstens in diesem Jahr Ruhe und Besinnung ein, nach denen wir uns – so habe ich vor 23 Jahren behauptet – sehnen? Ist da endlich „Stille und Umkehr“, fragen wir uns wirklich, worauf es eigentlich ankommt in diesen Tagen?

Heute behaupte ich: nein, allein dadurch, dass uns im Außen Hektik und Ruhelosigkeit verboten werden, ergibt sich noch lange nicht, dass automatisch Ruhe und Besinnung eintreten.

Vielen von uns ist es unheimlich, wirklich mal nichts zu tun. Die unruhigen Geister des „Weil ich etwas tue, bin ich wer.“, „Machst Du was, dann bist du wer!“ und wie sie alle heißen, treiben uns zu immer neuen, kreativen und anderen Aktivitäten.

Der Predigttext treibt uns vor sich her: „Seid geduldig, Brüder und Schwestern!“ Ja, wie lange denn noch. Jetzt mühen wir uns schon seit März ab mit Geduld, immer in der Hoffnung, irgendwann kommt doch wohl endlich die „Normalität“ zurück, die uns Sicherheit gibt, in der wir unseren Platz, unsere Aufgaben, unser Tun und –

manchmal – auch unser Lassen haben. Aber nichts war es mit „Normalität“ und viele hatten gehofft, dass doch im Herbst das Schlimmste überstanden ist und die Flügel des Geduldigseins werden schwer im Warten auf Impfstoffe und einen Alltag, der uns jeden Abend erschöpft findet, weil uns nichts mehr vertraut ist. Wie oft müssen wir heute noch zurück nach Hause und die Maske holen, an die wir uns noch immer nicht gewöhnt haben.

„Seid geduldig, Brüder und Schwestern!“ Wer sich unbeliebt machen will, der sagt solche Sätze.

Ich vermute, auch damals wird der Brief des Jakobus an dieser Stelle nicht uneingeschränkt auf freudige Aufnahme gestoßen sein. Und dabei geht es im Text nicht um die Frage, wann wir wieder alle mit einander als Familie oder Freunde in froher Runde bei einandersitzen können und nicht erst mühselig an den Fingern abzählen müssen, wie viele wir wären und dann noch mühseliger schauen müssen, wie wir möglichst diplomatisch jemanden ausladen, damit wir nicht gegen die geltenden Regeln verstoßen.

In dem Text geht es um eine Geduld viel größerer Dimension: Hier steht nicht die Lockerung der Coronaregeln aus oder das Warten auf den Impfstoff, den die Briten in den nächsten Wochen verwenden und wir hoffentlich bald im neuen Jahr: Hier geht es um die Wiederkunft Jesu, dem Herrn der Welt. Hier geht es wirklich um das Ganze und nicht „nur“ um die Frage, wie es in diesem Jahr mit dem Skiurlaub bestellt ist.

Hier geht es – so behauptet der Briefschreiber – ums Ganze. Denn wenn Jesus, der Herr der Welt, wiederkommt, dann geht es wirklich weltstürzende Dinge: Da werden die Paläste der Welt geschliffen, egal ob in Ost oder West, da werden die Hungernden zu Tisch gebeten und die, die immer oben waren, müssen -wenn es gut geht- „unten“ Platz nehmen.

Dann wird ein Bischof in Bayern keine 13.564 Euro Monatssalär vom Staat bekommen – wie es heute laut einem Konkordatsabkommen der Fall ist - und kein evangelischer Pfarrer seine 4-5.000 Euro, dann werden die Habenichtse der Welt die Hände gefüllt bekommen, mit dem, was ihren Leib und ihre Seele nährt und sättigt.

Dann wird die Frage zu beantworten sein, ob wir, jeder einzelne, wir als Gemeinde und wir als Kirche, ob wir nach den Hungrigen, Nackten, Gefangenen, Kranken und Sterbenden geschaut haben – nicht, weil wir hätten wissen können, dass in ihnen Jesus selbst auf uns gewartet hat. Nein, wenn wir wirklich verstanden

haben, wohin uns Jesus Christus in seiner Nachfolge schickt, dann hätten wir uns – von seinem Geist getrieben und geleitet – aufgemacht, weil uns die Not rührt, weil wir uns nicht trennen lassen vom Menschsein des anderen und diese unsere Verbundenheit uns zum Tun bringt.

Dann würde es wohl noch mehr zu unserem Alltag – Corona hin oder her – gehören, was am Donnerstag und Freitag im Gemeindehaus passiert ist: Ganz corona-verordnungskonform haben Helferinnen und Helfer Winterkleidung für männliche Flüchtlinge auf der griechischen Insel Lesbos entgegengenommen, sortiert, etikettiert und verpackt – ein Tropfen auf einen heißen Stein und doch eine Tat, nach der der erwartete Herr der Welt seine Jüngerinnen und Jünger, und auch alle anderen befragen wird.

Die da warteten, damals zu Zeiten des Jakobusbriefes, die warteten mit brennendem Herzen, die mussten nicht zu einer Haltung des tätigen Wartens aufgefordert werden, wie es uns gut täte, die ersten Christen wurden quasi aufgefordert, „langsam zu machen“, während sie es vor lauter Ungeduld schier nicht mehr ausgehalten haben in einem Leben und einer Welt, der es an so vielem fehlte. Wer hungert, wer friert, wer als Sklave sein Leben fristet, dem kann der Umsturz nicht schnell genug kommen. Dem ist alles besser und verheißungsvoller als das, was ist.

Ich spüre offengestanden ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, dass mit dem Kommen Jesu, des Herrn der Welt, auf das wir uns in der Adventszeit vorbereiten „sollten“ tatsächlich alles anders wird.

Im Brief ist davon die Rede, „die Herzen zu stärken“! Ja, so etwas werde ich auch brauchen, ein Herzstärkungsmittel bevor die Fragen nach einem Handeln kommen, auf die ich über weite Strecke keine zufriedenstellende Antwort geben kann.

Ich werde mich rausreden, dass ich doch nur ein kleines Rädchen bin im großen Getriebe, dass ich doch auch nichts dafür kann, dass ich auf der nördlichen Halbkugel der Welt geboren bin, dass ich einfach Glück hatte, in einer Familie in geordneten Verhältnissen aufgewachsen, eine anständige Schulbildung bekommen haben statt mit fünf Jahren im Steinbruch in Indien an Grabsteinen für Europa arbeiten zu müssen, damit ich am Abend etwas zu Essen bekomme.

Aber vermutlich wird das gar nicht das Thema sein, wenn der Tag kommt.

Vermutlich wird die Frage sein, was ich denn nach diesem unverdient glücklichen Start ins Leben draus gemacht habe. Vermutlich wird die Frage sein, wie ich in meinem täglichem Handel und Wandel mit dem geliehenen Planeten umgegangen bin. **Handel:** Das meint den Griff ins Regal nach allem, das billig ist, auch wenn ich eigentlich weiß: bei den Preisen wird für die Erzeuger in Nah und Fern nichts ankommen. **Wandel:** Bin ich mit meinen Fahrten mit dem Auto darauf bedacht gewesen, aus Rücksicht auf die vielleicht schon unumkehrbare Erderwärmung mit allen Folgen für die kommenden Generationen Maß zu halten? Bin ich mir bei der Wahl des Urlaubsortes und des Weges dorthin im Klaren, was da für eine Spur von Luft- und Umweltzerstörung hinter mir entsteht?

Der Brief des Jakobus lässt mich nicht raus aus der Nummer: Er zeigt in einem Bild, wie ein guter Weg eines Christen aussehen kann, aussehen soll.

Es ist das Bild des Bauern, der sät und dann Geduld hat, und haben muss.

Lassen wir uns auf das Bild ein, dann ist eines klar: Der Bauer hat Möglichkeit, etwas zu tun. Er legt die Hände nicht in den Schoß und wartet darauf, dass das Saatgut vom Himmel fällt.

Das sollten wir auf uns wirken lassen. Wir haben bereits in den Händen, was es braucht, um etwas zutun.

Aber – und das ist das andere: so sehr unser Einsatz für das kommende Reich Gottes benötigt und erwartet wird – so sehr wir zum Mittun aufgefordert sind: wir brauchen uns nicht zu verheben und meinen, wir müssten die Welt retten – und weil das niemand kann, dann die Flinte ins Korn werfen.

Anfangen und Gott in die Hand spielen – das zusammen gibt Wachsen wie Saat und Früh- und Spätregen.

Ein Kirchenlädle, eine Schulranzenaktion, die Mitarbeit beim „Wunschbaum“ der Stadt, damit retten wir die Welt nicht, aber für jeden einzelnen, der davon profitiert, geht ein Licht der Hoffnung auf, die Gerechtigkeit könnte doch noch Heimat auf dieser Welt finden.

Heute feiern wir den Namenstag des Heiligen Nikolaus. Viele wissen nur noch, dass er Stiefel füllt, aber wie es dazu kam, dass er uns zum Vorbild wird, andere heimlich zu erfreuen, dass wissen viele nicht. Darum erzähle ich von diesem Mann, der in tätiger Ungeduld am Kommen des Reiches Jesu Christi, ja eigentlich am Reich selbst, mitgebaut hat. Denn jedes Tun des Nötigen errichtet heute und hier das Reich Gottes mitten unter uns.

Nikolaus also war Nachbar eines in Armut gefallenen Witwers mit drei Töchtern. Er konnte sie nicht recht ernähren, geschweige denn hatte er die Möglichkeit, ihnen die nötige Ausstattung zu geben, die gebraucht wurde, um heiraten zu können.

In seiner Not wusste sich der Nachbar nicht anders zu helfen, als den Töchtern vorzuschlagen, sich als Prostituierte selbst ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Als Nikolaus das erfuhr, warf er erst einen Teil seines Besitzes durch das Fenster des Nachbarn. Da konnte endlich Hochzeit gefeiert werden und der ersten Tochter ein Leben in Würde und Ansehen ermöglicht werden.

So machte es Nikolaus auch für die zweite Tochter. Bei der dritten aber lag der Nachbar auf der Lauer, weil er wissen wollte, wer der Gönner der Familie war. Der konnte den flüchtenden Mann stellen und Nikolaus verlangt, dass der Nachbar niemandem davon erzählen, sollte solange Nikolaus lebe.

Es ging ihm nicht um seine Tat, es ging ihm in ungeduldiger Geduld darum, mitzubauen am kommenden Reich und Kommen des Herrn.

Bischof Nikolaus war weit mehr als eine süße, nette Schokoladenfigur in Staniol – Nikolaus war und ist eine Herausforderung, zur richtigen Zeit das Richtige zutun.

In Worten eines Theologen des 20. Jahrhunderts, Reinhold Niebuhr, finde ich sein Gottvertrauen und sein aktives Warten wieder:

Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die geändert werden müssen, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

AMEN.

Pfarrer Thomas Adam